

Theo M. Schlaghecken

Die Verlässlichkeit des Zufalls

Biographie einer inneren Reise

Leseprobe: "Agra"

emotionals.de



Unverkäufliche Leseprobe aus:

Theo M. Schlaghecken

Die Verlässlichkeit des Zufalls
Biographie einer inneren Reise

Erscheinungsdatum: 2018

*Für Achiko,
den georgischen Polizisten,
der mich auf seine Art davon überzeugte,
dieses Buch zu schreiben.*

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Autors urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

AGRA

[...]

Nun war ich doch wieder mitten drin im pulsierenden Leben Indiens, quetschte mich durch die Menschenmengen eines völlig überfüllten Basars und trödelte durch die Gassen Agras in Richtung Bahnhof. Mittlerweile war es dunkel geworden, und ich fragte sicherheitshalber nochmal nach dem Weg. Die Inder deuteten auf eine lange, unbeleuchtete Straße. So ganz wohl war mir nicht dabei, dennoch, langsam löste ich mich von der letzten Straßenlaterne und lief los in die Dunkelheit. Nur selten brachte ein Auto etwas Licht in die Gasse, in dem ich einige der ärmlich aussehenden Menschen erkennen konnte, die mir langsam und gebückt entgegenkamen. Ein paar hundert Meter weiter schien jemand einen der Müllhaufen am Rande der Straße angezündet zu haben. Mich fröstelte so langsam, und als ich auf der Höhe des Feuers war, blieb ich stehen, wollte mich wärmen. Es stank erbärmlich, aber nicht so, wie wenn Plastik, Papier oder anderer Müll verbrannte, irgendwie anders.

Das warme Licht des Feuers hatte etwas Beruhigendes, und ich beobachtete, wie die Flammen eifrig an den Holzscheiten züngelten. Doch dann stutzte ich. Mir fiel auf, dass diese Holzscheite etwas ungewöhnlich aussahen. Und dann erst erkannte ich es. Das was ich für Holzscheite hielt, waren keine. Nein, das konnte doch nicht sein, mir gefror das Blut in den Adern. Oh nein, es waren Knochen, es war eine knöchrige Hand, an der die Flammen fraßen, einen brennenden Arm glaubte ich plötzlich zu erkennen. Nein, nicht doch. Hier verbrennt ein Mensch.

Ich starrte hinein in das Feuer. Dann erkannte ich den Kopf, die Augenhöhlen, den Kiefer. Das konnte doch nicht sein. Ich rieb meine Augen, blickte hinein in die dunkle Straße, dann wieder in das Feuer und immer noch war es so, als blickte mich aus den Flammen heraus die leeren Augen eines Schädels an. Es reichte, ich wollte weg hier, wollte raus aus der dunklen Gasse, weg von dem Feuer, rein in den Bahnhof und hastete weiter die Straße entlang.

Ja, ich wusste, dass es in Indien die Feuerbestattung gibt, doch einfach so, hier am Straßenrand? Das konnte doch nicht sein. Doch dann erinnerte ich mich daran, was ein Taxifahrer in Delhi mir Tage zuvor erklärt hatte. Es sei nicht selten, dass Menschen hier in der Gosse sterben, allein und unbemerkt. Und um sich vor noch mehr Gestank und Krankheiten zu schützen, schieben oft die Anwohner Holzscheite oder brennbaren Müll unter die Leiche und zünden sie an.

Was für ein trostloses, was für ein ehrloses Ende manche Leben hier finden. Wie würde das nur sein, auf diese Art und einem solchen Ort zu sterben. Von niemanden gekannt, von niemanden vermisst, von niemanden begleitet auf ihren letzten Metern, schließen sie ihre Augen, machen sie ihren letzten Atemzug, während Autos und Menschen wie unbeteiligt dicht an ihren erlöschenden Leben vorbeiziehen. Keiner schaut sie an, keiner bleibt stehen, nicht um zu helfen, sondern einfach nur um da zu sein, um nicht allein zu lassen, um dem Leben wenigstens vor den Augen des Todes ein klein wenig mehr Würde, ein klein wenig mehr Wert und Achtung zu geben.

Übrig lassen die Sterbenden nur einen Körper, dessen Wunden, Narben, Falten von einem Leben erzählen, das niemanden mehr interessiert. Gibt es wirklich ein Leben, das so wenig bewirkt, so wenig berührt, so wenig geliebt hat, dass es niemandem wert erscheint, dieses Leben, diesen Menschen zu verabschieden?

Welch unendlich schmerzliche Einsamkeit muss einen Sterbenden überkommen, wenn der Tod so nahe ist, ihn auffordert, mit ihm zu gehen, er sich umschaute und in diesem so einzigartigen, endgültigen Moment keiner da ist, dem er noch einmal in die Augen schauen kann, keiner da ist, der ihm die Hand hält oder den er noch ein letztes Mal umarmen kann, sondern sich einfach nur alleine und unbemerkt von allen aus dem Leben stehlen muss?

Noch immer eilte ich die Straße entlang, fragte hier und da nach meinem Weg und irgendwann sah ich endlich in der Ferne eine große Leuchtreklame. Ich steuerte darauf zu und erreichte ein paar Minuten später den Bahnhof. Endlich gab es wieder Licht und Leben um mich herum. Gleich vor mir sah die rot und weiß glitzernde Leuchtreklame, auf der ein indisches Telekommunikationsunternehmen für einen neuen Handy-Tarif warb. Groß und mächtig funkelte und strahlte diese Reklame, in dessen Licht die Menschen starben.

Traurig und in mir versunken betrat ich die überfüllte Bahnhofshalle. Den Trubel und den Lärm um mich herum nahm ich nur weit entfernt von mir wahr. Die Anzeigetafel kündigte für meinen Zug eine Verspätung von drei Stunden an. Statt mich, wie früher, darüber aufzuregen, nahm ich es in diesem Moment einfach nur hin und lief langsam zu meinem Gleis.

Ich setzte mich auf eine Bank des Bahnsteigs, auf dem täglich hunderte von Touristen Agra betraten, um das Taj Mahal zu besichtigen. Die Bahnhofskinder wussten das und bettelten hier. Nicht älter als acht mochten sie vielleicht sein, die drei Mädchen und zwei Jungs, die hier mit mir auf dem Bahnsteig waren.

Jeden Touristen sprachen sie an. Einige, wie ich auch, kauften ihnen etwas am Kiosk. Brot, Kekse oder eine Dose Cola. Dünn und schlabbig hingen ihre verdreckten und löchrigen Kleidchen oder Hosen an ihren ausgemergelten Körpern herab. Schuhe hatten es keine. Ihre kleinen und jungen Kinderbeine tippelten schnell und barfüßig auf dem schmutzigen Beton des Bahnsteigs, rannten von einem Touristen zum nächsten, bremsten, stellten sich ihnen in den Weg, streckten ihnen die Hände mit den Handflächen nach oben entgegen. Verfilzt standen die schwarzen, dicken Strähnen von ihren Köpfen, darunter die oft von Krusten oder Schmutz überzogene Haut ihrer jungen, unverbrauchten Kindergesichter, die doch so wenig hier erlebten, was das Kindsein ausmacht.

Es war bald zehn Uhr. Längst schon Schlafenszeit für die Kinder, dachte ich. Ihre kleinen Körper sahen müde aus. Wo wohl ihr Zuhause war? Wo sie heute Nacht wohl schlafen würden? Ich wünschte mir, dass irgendwo jemand auf sie wartete und sie dort ein gutes Nachtlager fänden. Wann machen sie hier wohl „Feierabend“?

Um halb elf machen sie Feierabend, lerne ich in dieser Nacht. Ein vielleicht fünfjähriges Mädchen in einem kleinen, geblühten und verdreckten Kleid ging zu einem Mülleimer und zog das Blatt einer großen Zeitung heraus. Sie breitete es auf dem Boden aus, ungefähr zwei Meter vor mir, vor der Bank, auf der ich saß. Sie ging auf die Knie, legte sich auf das Blatt und rollte sich zusammen.

Was? Hier? Das ist es? Ist das dein Nachtlager, meine Kleine? Komm, sag dass das nicht so ist. Du willst doch hier nicht die Nacht verbringen, mitten auf dem Bahnsteig?

Doch ihr Kopf lag schon auf dem harten Beton des Bahnsteigs, kein Kissen, nichts. Die nackten, schon vor Kälte zitternden Beine hatte sie ganz nah an sich herangezogen. Ein weiteres Mädchen kam hinzu. Sieben Jahre vielleicht mochte sie gewesen sein. Sie kniete sich nieder zu ihrer Freundin und kuschelte sich in Löffelchenhaltung an sie heran, umarmte sie von hinten und wärmte sie ein wenig. Nein, kommt, bitte nicht! So schlaft ihr hier? Auf einem Blatt Zeitung auf dem Betonboden des Bahnsteigs? Ja doch, so war es.

Etwas später rollte mein Zug in den Bahnhof. Langsam und nachdenklich lief ich an den Mädchen vorbei und stieg ein. Ich stellte mich ans Fenster und sah, wie ein kleiner Junge kam, zum Mülleimer ging und noch ein Blatt Zeitung herauszog. Er ging zu den beiden Mädchen und deckte sie zu, mit diesem Zeitungsblatt. Sie rührten sich nicht, schliefen vielleicht schon.

Der Zug rollte an, ich blickte zurück, sah sie dort immer noch liegen, und bevor sie aus meinem Sichtfeld verschwanden, sah ich noch, wie der Fahrtwind des anfahrenden Zuges ihnen das Zeitungspapier von ihren kleinen, frierenden Körpern wehte.

Wie sehr wünschte ich mir in diesem Augenblick eine gerechtere Welt.